

Bernd Schneidmüller

1125 – Unruhe als politische Kraft im mittelalterlichen Reich

Das Jahr 1125 war ein Jahr der Unruhe im römisch-deutschen Reich. Kaiser Heinrich V. war am 23. Mai in Utrecht gestorben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Einige Tage später bestattete man ihn im Dom zu Speyer, der Familiengrablege aller salischen Kaiser.¹ Drei Monate später, am 24. August, dem Bartholomäustag, kamen die Fürsten zur Neuwahl eines Königs in Mainz zusammen. Aus einer kontroversen Personaldebatte ging Herzog Lothar von Sachsen als neuer Herrscher hervor. Seiner Kanzlei galt der 24. August 1125 als Herrschaftsbeginn.² Am 13. September 1125 empfing Lothar in der Aachener Marienkirche die Krone. Was auf den ersten Blick wie ein Herrscherwechsel unter vielen aussehen mag, erweist sich bei genauerer Betrachtung als tiefgreifende Zäsur in der Reichsgeschichte. Die Turbulenzen des Sommers 1125 setzten neuartige politische Legitimationsstrategien frei, beendeten ein aus der Rückschau tragisch anmutendes halbes Jahrhundert des salischen Kaisertums, markierten einen der typischen Schwerpunktwechsel deutscher Geschichte und brachten neue Konfliktfelder von weit reichender Dynamik hervor.

Die Nachfolge im Königtum lässt uns in der Rückschau widersprüchliche Ansprüche, Handlungsformen und Deutungen erkennen. Für die beteiligten Zeitgenossen waren die Konsequenzen kaum zu ahnen. Erst die offenen Lösungsstrategien brachten politische Legitimation hervor, prägten Ordnungsmuster für die Zukunft und schufen unterschiedliche Erinnerungen. Die Bedeutung dieses Wendepunkts soll in drei Abschnitten vorgestellt werden. Hier ist zunächst über Konzepte der Herrschaftsnachfolge im hochmittelalterlichen Europa, dann über ein trauriges Ende und schließlich über wechselnde Erinnerungskonstruktionen zu handeln.

Formen der Nachfolge

Das Jahr 1125 gilt als Erneuerung des Wahlprinzips im römisch-deutschen Königtum. Zuvor hatten Könige und Kaiser aus ottonischem und salischem Geschlecht jeweils etwas mehr als ein Jahrhundert geherrscht. Vier salische Kaiser gaben ihr Amt zwischen 1024 und 1125 vom Vater auf den Sohn weiter.³

Gewiss – die Sukzessionen wurden jeweils durch adlige Konsensakte bestätigt. Doch in der tiefsten Krise der Monarchie – nach dem Bannspruch Papst Gregors VII. über König Heinrich IV. und nach dem Canossagang des Saliers⁴ – nahm sich die Fürstenopposition 1077 und 1081 das Recht zur Wahl zweier neuer Könige. Die beiden Gegner Heinrichs IV., König Rudolf von Rheinfelden und König Hermann von Luxemburg, setzten sich nicht durch. Selbstbewusst verkündete Heinrich IV., er habe seine Herrschaft unmittelbar von Gott erhalten und von seinen Vätern ererbt.⁵ Dieser Anspruch stand indes auf tönernen Füßen. Immer wieder aktualisierten die Fürsten ihren Anspruch auf Teilhabe an der Herrschaftsweitergabe. In den Konflikten zwischen Papst und Kaiser setzten sie ihr Gestaltungsrecht mehr und mehr in Szene, erhoben sogar den Anspruch, notfalls allein die Interessen des Reichs gegen einen versagenden Herrscher vertreten zu können. Bei seiner Nachfolge akzeptierte der letzte Salier Heinrich V. 1106 ausdrücklich das adlige Wahlrecht: Auch wenn er sich durchaus als Erbe seiner Väter verstand, leitete er seine Legitimation aus der Erhebung durch die Fürsten ab.⁶

Es gehört zu den zukunftsweisenden Zufällen deutscher Geschichte, dass dieser Kaiser ohne Kinder ausgerechnet 1125 verstarb, als der fürstliche Gestaltungswille mehr und mehr hervortrat. Im europäischen Vergleich zeigt sich jene Zeit als prägende Phase für dynastische Formierungen. Während sich im römisch-deutschen Reich zwischen 1125 und 1198 Bewerber unterschiedlicher Familien oder Verwandtschaftsgrade um die Krone bemühten, setzte sich in Frankreich, England oder Sizilien das Prinzip eines auf den königlichen Mannesstamm beschränkten Erbrechts durch. Das Blut machte in den europäischen Monarchien formalisierte Wahlakte des Adels langsam überflüssig, während im römisch-deutschen Reich die fürstliche Königswahl über genealogische Anspruchsmuster dominierte.⁷

Schließt man zwei noch zu Lebzeiten ihrer Väter verstorbene Mitkönige von der Betrachtung aus (1147, 1242), so lassen sich in den vier Jahrhunderten zwischen 1125 und 1519 bei 27 Herrschaftswechseln nur vier direkte Sohnesfolgen (1190, 1250, 1376, 1486) ausmachen. Das ist im statistischen Mittel nur eine einzige Sohnesfolge pro Jahrhundert. Schon früh erklärten mittelalterliche Chronisten wie Otto von Freising (12. Jahrhundert) oder Alexander von Roes (13. Jahrhundert) diesen elementaren Unterschied mit dem Vorrang des römisch-deutschen Reichs in Europa und den exklusiven Ansprüchen auf das römische Kaisertum.⁸

Das Wissen um die Unterschiede schärfte auch in Frankreich das politische Selbstbewusstsein. Im frühen 13. Jahrhundert verglich die Kanzlei König Philipps II. Augustus die Regierungsdaten der eigenen Herrscher mit denen der römischen Kaiser und anderer benachbarter Monarchen. Ins Kanzlei-register E notierte damals der königliche Kanzler die Langlebigkeit seiner eigenen Herren aus einer einzigen Königsfamilie, während sich anderswo Herrscher und Dynastien in rascherer Folge ablösten.

Deutsche Herrscher 983–1273

Liudolfinger	Otto III. (983–1002)	
	Heinrich II. (1002–1024)	
	Konrad II. (1024–1039)	
Salier	Heinrich III. (1039–1056)	Rudolf von Rheinfelden (1077–1080) Hermann von Luxemburg (1081)
	Heinrich IV. (1056–1106)	
	Heinrich V. (1106–1125)	
	Lothar III. (1125–1137)	
Staufer	Konrad III. (1138–1152)	
	Friedrich I. Barbarossa (1152–1190)	
	Heinrich VI. (1190–1197)	
	Philipp v. Schwaben (1198–1208)	
Welfe	Otto IV. (1198–1218)	Heinrich Raspe (1246–1247) Wilhelm von Holland (1248–1256) Richard von Cornwall (1257–1272) Alfons von Kastilien (1257, †1284)
Staufer	Friedrich II. (1212–1250)	
	Heinrich (VII.) (1222–1235, †1242)	
	Konrad IV. (1250–1254)	

Französische Herrscher 987–1270

Kapetinger	Hugo Capet (987–996)
	Robert II. (996–1031)
	Heinrich I. (1031–1060)
	Philipp I. (1060–1108)
	Ludwig VI. (1108–1137)
	Ludwig VII. (1137–1180)
	Philipp II. Augustus (1180–1223)
	Ludwig VIII. (1223–1226)
	Ludwig IX. (1226–1270)

Erklärbar war das aus der Feinheit reiner Frömmigkeit und dem Fleiß zum schöpferischen Guten. Das hob die französischen Könige über die Kaiser und Könige hinaus und ließ sie in die besondere Gnade Gottes hineinwachsen.⁹

Gewiss stellte nicht das Jahr 1125 allein die Weichen für die fundamentalen Unterschiede bei europäischen Herrschererhebungen. Es waren keine bewussten Entscheidungen, sondern Zufälle der Thronfolge, die im römisch-deutschen Reich die Grundlagen der Fürstenwahl stärkten. Zwischen 1106 und 1190 glückte hier keine einzige Sohnesfolge auf dem Thron, während sie in Frankreich oder England zur Regel erwuchs. Damals schlich sich dort das dynastische Prinzip in die Köpfe der Menschen, die alsbald die divergierenden Ordnungssysteme bemerkten. Staufische Herrscher versuchten später im Einzelfall oder grundsätzlich, dem dynastischen Prinzip bei der Thronfolge Geltung zu verleihen. Dass sich später die Königswahl durch ein bevorrechtigtes Wählergremium durchsetzte, war im 12. und 13. Jahrhundert noch keineswegs sicher. Doch die Wege zur konsensualen Ausgestaltung von Herrschaft wurden an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert gewiesen.¹⁰

Dem Herrscherwechsel von 1125 kommt dabei eine wichtige Funktion zu. Nicht die Staufer oder die Babenberger setzten sich als nächste Verwandte des letzten Saliers durch, sondern mit Lothar von Sachsen sein schärfster Rivale.

Traditionell verband man mit Lothars Königswahl den Beginn des langen Gegensatzes zwischen Staufern und Welfen. Das ist richtig und falsch zugleich: Richtig, weil aus der Wahlentscheidung schwere militärische Auseinandersetzungen zwischen dem Staufer Herzog Friedrich II. von Schwaben (sowie seinem Bruder Konrad) und dem Welfen Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern erwuchsen. In unterschiedlicher Heftigkeit flackerte der Streit in den nächsten vier Generationen auf. Die beiden Söhne der Protagonisten der 1120er-Jahre, Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe, rangen in den 70er- und 80er-Jahren des 12. Jahrhunderts um Gestaltungskraft und Rang. Deren Söhne wiederum, Philipp von Schwaben und Otto IV., kämpften seit 1198 um die Königskrone. Und erst ihre Enkel, Friedrich II. und Otto das Kind, fanden nach erneuten Kämpfen dann 1235 in Mainz zu einem tragfähigen Ausgleich.

Werner Hechberger stellte den viel genannten staufisch-welfischen Gegensatz als Epochensignatur des deutschen Hochmittelalters nachdrücklich in Frage.¹¹ Er zeigte, dass sich Phasen der Kooperation und der Konfrontation ablösten und dass die offenen hochadligen Verwandtengruppen kaum auf einen so langen Gegensatz zweier Familien reduziert werden können. Dynastien als transpersonale Handlungseinheiten bildeten sich erst in einem langen Prozess heraus. Indes: Auch wenn man die Familienmodelle Ottos von Freising oder Burchards von Ursberg als spätere Verstehenskonzepte liest, so wird man die politische Weichenstellung des Jahres 1125 für die historischen Ordnungsleistungen des 12. und 13. Jahrhunderts nicht verkennen. Denn auch im römisch-deutschen Reich etablierte sich – wie anderswo in Europa auch – dynastisches Denken, allerdings nicht auf der Ebene der Monarchie, sondern im Fürstentum. Dort gab man Herzogtümer und Grafschaften nach ähnlichen erbrechtlichen Kategorien weiter wie in Westeuropa die Königskronen.

Die Feindschaft zwischen dem staufischen und dem welfischen Herzog seit 1126 drang nicht ins genetische Erbgut ihrer Nachkommen ein. Aber die Erfahrungen von wechselndem Glück und persönlicher Verlässlichkeit erhielten sich in der Erinnerung. Gedächtnisleistungen reduzierten freilich Komplexität. Bei solchen Eindampfungen auf Muster ergaben sich die berühmten Bilder von den Staufern als den Kaisern und den Welfen als den Herzögen. Große Herzöge nur, so schrieb Otto von Freising 1157/58, pflegte die Familie der Welfen von Altdorf hervorzubringen. Sie wetteiferten mit dem kaiserlichen Geschlecht der Heinriche von Waiblingen und störten damit die Ruhe im Reich. Göttlicher Ratschluss bescherte dem staufischen Haus seine politische Bestimmung. Friedrich I. Barbarossa, in dessen Adern das Blut beider Familien floss, überwand als Eckstein den Streit in seiner

Königswahl von 1152.¹² Um 1230 entwickelte Burchard von Ursberg ein weiterführendes Streitmodell: Das Geschlecht der Welfen sei hochberühmt, stets Gott ergeben, immer die römische Kirche unterstützend und oft den Kaisern widerstehend.¹³ So entstand ein Modell zur Ordnung der turbulenten hochmittelalterlichen Geschichte. Nationale Historiker griffen es im 19. und 20. Jahrhundert begierig auf, wenn sie die deutsche Sendung der Staufer und die internationale Unzuverlässigkeit der Welfen propagierten.¹⁴ Damit rückten sie deutsche Geschichte an europäische Dynastiemodelle heran. Scheinbar nahtlos hätten sich die Karolinger, Ottonen, Salier und Staufer in der königlichen wie kaiserlichen Herrschaft abgelöst; erst mit dem Ende der Staufer habe das Chaos des Spätmittelalters begonnen.¹⁵

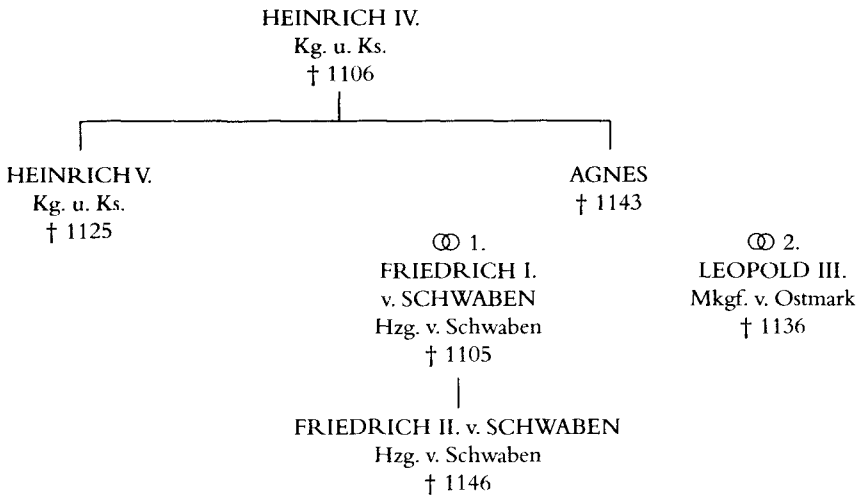
Die Königswahl Lothars verhinderte jedenfalls die Fortdauer zweier möglicher salischer Verwandtschaftslinien. Unter den Kandidaten setzten sich die beiden Verwandten des toten Kaisers nicht durch, weder der babenbergische Markgraf Leopold III. von der Ostmark (1095/96–1136), der Ehemann von Kaiser Heinrichs V. einziger Schwester Agnes, noch der staufische Herzog Friedrich II. von Schwaben, der älteste Sohn jener Agnes aus deren erster Ehe mit Herzog Friedrich I. von Schwaben.

Lothars Königswahl von 1125 verdeckte, dass auch der Welfe Heinrich der Schwarze durchaus hätte genannt werden können, eher vielleicht als Graf Karl der Gute von Flandern, dem man die Krone 1125 anbot.¹⁶ Immerhin hatten Herzog Heinrich der Schwarze († 1126), sein Bruder Herzog Welf V. († 1120) und sein Vater Herzog Welf IV. († 1101/02)¹⁷ längst eine führende Rolle unter den Fürsten des Reichs errungen. Heinrichs Gemahlin Wulfhild, die Tochter des letzten billungischen Herzogs Magnus von Sachsen, eröffnete ihm weitere Perspektiven im Reich. Seine beiden Söhne Heinrich der Stolze (1126–1139) und Welf VI. († 1191) folgten ihm in den Herzogsherrschaften in Bayern, Sachsen und Oberitalien. Die eine Tochter Judith war mit Herzog Friedrich II. von Schwaben verheiratet und wurde damit zur Mutter des späteren Kaisers Friedrich Barbarossa. Eine zweite Tochter Sophia heiratete zunächst Herzog Berthold III. von Zähringen, dann Markgraf Leopold von Steyr; die dritte Tochter Mathilde war in erster Ehe mit Markgraf Diepold von Vohburg, in zweiter mit Graf Gebhard III. von Sulzbach verbunden.¹⁸ Damit entfaltete sich ein weit gespanntes Verwandtennetz, das sich nicht auf einen Konflikt zweier Familien reduzieren lässt.

Heu – heu! Der Tod und seine Zeichen

Am 23. Mai 1125 war Kaiser Heinrich V. in Utrecht verstorben. Aus seiner Ehe mit der englischen Königstochter Mathilde waren keine Kinder hervorgegangen. Die kaiserliche Witwe verließ das Reich, heiratete 1128 Graf Gottfried von Anjou und gebar ihrem zweiten Mann drei Söhne. Der älteste

Salier – Staufer – Babenberger 1125



erlangte 1154 als Heinrich II. die englische Königskrone, so dass Mathilde zur Stammutter des Hauses Plantagenet wurde.¹⁹

Beim Tod des 39 Jahre alten salischen Kaisers war die Nachfolge nicht geregelt. In den beiden Jahrzehnten seiner Regierung hatte Heinrich V. mehr und mehr an politischer Gestaltungskraft verloren. Am Anfang bestanden noch Hoffnungen, dass nach langen Kämpfen zwischen Kirche und Reich endlich ein Neubeginn möglich würde.²⁰ Doch beim Romzug zur Kaiserkrönung 1111 offenbarte sich die Ausweglosigkeit einer Politik, die an der traditionellen Herrschaft des Kaisers über die Kirche festhielt. Als Heinrich V. den Papst gefangen nahm und die Kaiserkrönung erzwang, spaltete er die europäische Öffentlichkeit. In England oder Frankreich waren längst Lösungen für ein praktikables Verhältnis von Königtum und Bischöfen entwickelt worden, während Heinrich V. weiter an der Investitur seiner Bischöfe mit Ring und Stab festhielt.

Die Nutzung dieser geistlichen Symbole durch den als Laien definierten König war den Kirchenreformern seit dem 11. Jahrhundert zum unerhörten Ärgernis geworden. Alle Kompromissvorschläge scheiterten nach Heinrichs Gewaltakt von 1111. Die europäische Öffentlichkeit verurteilte den Kaiser als deutschen Tyrannen, als Unruhestifter in Kirche und Reich, als brutalen Barbaren, als zweiten Judas.²¹ Der letzte Salier erfuhr – wie schon sein Vater beim Canossagang von 1077 – die Kraft der Reformgedanken im Reich. Sie

waren weder mit nackter Gewalt noch mit symbolischer Unterdrückung zu besiegen. Die Zukunft gehörte nicht mehr einer von den Menschen gelösten Monarchie, sondern den Differenzierungen und Aushandlungen. Nicht nur das Verhältnis von Königtum und Kirche, sondern auch das Gefüge von Herrscher und Fürsten wurden neu strukturiert.²² Heute hütet man sich, das Versagen Heinrichs IV. und Heinrichs V. aus missglückten psychischen Dispositionen zu erklären. Die mangelnde Geschmeidigkeit der beiden Kaiser, ihr fundamentales Beharren auf überkommenen Rechtsansprüchen und ihre Unfähigkeit zum Wandel hatten Ursachen im Strukturgefüge des Imperiums. Neuorientierungen konnten nur aus tiefen Krisenerfahrungen erwachsen.

Heinrich V. erfuhr seine Grenzen auf zweierlei Bühnen, im Kampf gegen die Päpste wie gegen die Fürsten des Reichs. Nach ersten Triumphen wendete sich sein Glück rasch. Obwohl er von Papst Paschalis II. neben der Kaiserkrönung eine weitreichende Verzichturkunde auf päpstliche Ansprüche erpresste, orientierte sich die Kirche auch ohne den Papst gegen den Kaiser. Seine unzureichende Integrationskraft erfuhr Heinrich auch gegenüber Herzog Lothar von Sachsen. Dieser verdankte sein Herzogtum der Gnade des jungen Königs. Gleich nach dem Herrschaftsantritt übergab Heinrich V. im August 1106 die Hoffnungen der beiden Schwiegersöhne des letzten Herzogs Magnus. Die Berufung Lothars sollte neue Loyalitäten in Sachsen schaffen, weil die einstige Königslandschaft am Nordrand des Harzes den Saliern weitgehend entglitten war. Doch der Versuch, mit Lothar einen Gefolgsmann des jungen Königs aufzubauen, misslang gründlich. Bald schon organisierte Lothar den sächsischen Widerstand gegen Heinrich V. 1112 als Herzog abgesetzt, musste sich Lothar bei der Hochzeit des Kaisers mit Mathilde von England im Januar 1114 in Mainz einem demütigenden Bußritual unterziehen. Er trat barfuß im einfachen Wollmantel vor die Festgesellschaft und warf sich dem Kaiser vor aller Augen zu Füßen.²³

Nur scheinbar glänzte der Kaiser bei dieser entehrenden Deditio. Der Ausgleich hielt nur ein halbes Jahr. Zu Weihnachten 1114 verweigerte Lothar die Einladung zum Hoftag nach Goslar. Die salische Besetzung Braunschweigs beantworteten Lothar und der sächsische Adel am 11. Februar 1115 beim Welfesholz (4 km östlich von Hettstedt) mit einem großartigen Schlachtensieg.²⁴ Jetzt war Sachsen der salischen Kontrolle entglitten. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens gab Heinrich V. den Norden des Reichs preis, wo sich eine königsgleiche Herzogsherrschaft entfaltete. Hier betrieb Lothar als „glorreicher Herzog“ (*gloriosus dux*)²⁵ eine eigenständige Politik an den Grenzen des Reichs, setzte 1123 die Wettiner als Markgrafen von Meißen ein²⁶ und bot der antisalischen Kirchenreform eine verlässliche Plattform. Drei Monate nach dem Triumph am Welfesholz, zum Osterfest des Jahres 1115, brachte Lothars Gemahlin Richenza nach 15 kinderlosen Ehejahren eine Tochter zur Welt.²⁷ Gertrud sollte zur Erbin von Besitz und Ansehen führender sächsischer Adelshäuser werden.

Heinrichs V. Niederlage erschütterte seine Autorität. Die kaiserliche Kanzlei verstummte für den Rest des Jahres 1115 nahezu. Sein Heil suchte der Herrscher in einem zweiten Italienzug. Drei Jahre blieb Heinrich im Süden. Die Sorge für das Reich nördlich der Alpen vertraute er neben dem Pfalzgrafen Gottfried von Calw (1113–1131) seinen beiden Neffen an, dem schwäbischen Herzog Friedrich II. und dem fränkischen Herzog Konrad. Die staufischen Brüder bauten sich während des Kaisers Abwesenheit eine Machtposition im Süden des Reichs auf.²⁸ Bei seiner Expansion an Ober- und Mittelrhein geriet Herzog Friedrich in schwere Konflikte mit dem Mainzer Erzbischof Adalbert I. Nur langsam kam in solch zerklüfteten Konstellationen 1120 und 1121 eine Annäherung zustande.

Sie führte endlich zum großen Einigungswerk zwischen Kaiser und Papst. Ihre beiden Vertragsurkunden von 1122 legten den Streit um die Einsetzung der Bischöfe endlich bei. Dafür wurden komplizierte Kompromisse ausgehandelt.²⁹ Aber der Erfolg war kaum dem Kaiser zu verdanken, auch wenn das später so genannte „Wormser Konkordat“ das Andenken an den letzten Salier in ein versöhnliches Licht tauchte. Vielmehr brachten die geistlichen wie weltlichen Fürsten die Lösung zustande und bezeugten ihren Konsens in einer eindrucksvollen Zeugenreihe der kaiserlichen Zusicherungen. „So viele Häupter des Staates“ (*tot capita rei publice*) zwangen den Herrscher zum Einlenken, weil sie die Verantwortung für das Reich selbst in die Hand nahmen.³⁰ Damit scheiterte der übersteigerte monarchische Anspruch der salischen Kaiser am Ende an der fürstlichen Gestaltungskraft. Unruhe begleitete Heinrichs letzte Herrscherjahre bis zum Tod.

Mit diesem Ausgang des salischen Jahrhunderts ließ Ekkehard von Aura seine Chronik enden. Über viele Seiten hatte er von Erschütterungen alter Selbstverständlichkeiten und von beständigen Kämpfen berichtet. Auch der Schluss blieb pessimistisch. Eine Mischung von Klimakatastrophen, Sterblichkeit und bösen Vorzeichen leitete das kaiserliche Sterben ein. Wer das schrieb oder las, blickte ohne Hoffnung in die Zukunft des Reichs. Zum Jahresbeginn 1125 notierte der Chronist:

Zu dieser Zeit folgten auf einen sehr strengen Winter ein stürmischer Frühling, eine arge Hungersnot und eine grausame Sterblichkeit, die in allen Ländern, vor allem aber bei der einfachen Bevölkerung solche Verluste anrichteten, dass ungefähr ein Drittel des Volkes gestorben sein soll. ³¹ Die Katastrophen hielten an: „Während dieser Zeit häuften sich im ganzen römischen Reich Wunderzeichen und allerlei Unheil so sehr, dass kein Sterblicher ihre Zahl und Art wissen kann. Einiges wenige jedoch, was uns gerücheweise zu Ohren kam, wollen wir aufzeichnen, damit wir das Beispiel göttlicher Züchtigung, die wir unter vielfältigen Schlägen ertrugen, der folgenden Generation nicht vorzuenthalten scheinen. Am Mittwoch der Pfingstwoche fügte die Kälte eines sehr starken Reifs überall der jungen Frucht und den Weinbergen, die durch ihre Triebe auf eine überreiche Ernte hoffen ließen, schwere Schaden zu; nicht viel später, am 16. Juni, vernichtete mancherorts ein so furchtbares Gewitter, dass eine

Sintflut zu drohen schien, grausam das, was die Kälte übrig gelassen hatte. Ebenso verdarb etwas, das über das gewohnte Maß hinaus aus den Sümpfen hervorbrach, die benachbarten Saaten und vor allem den Weizen durch Rost und Brand. Die Brut der Bienen ging, ich weiß nicht durch welches Übel, fast vollständig zugrunde. Darüber hinaus bezeugen verschiedene, an Sonne, Mond und Sternen unterschiedliche Zeichen gesehen zu haben, und zwar von solcher Art, dass es einigen über das Maß des Glaubbaren hinauszugehen schien. Einem im Tullifeltgau [Gau an der Werra] geborenen Knaben schwoll der rechte Unterschenkel ständig unter blauen Flecken an, brach schließlich an der Stelle, wo sich Eiter gesammelt hatte, auf und ergoss anstelle von Wundjauche – es klingt wunderbar! – eindeutig eine ganze Menge Körner von Weizen, Winterweizen, Dinkel, Gerste und Hafer.³²

Spätere Historiker unterschieden solche Erzählungen gerne nach politischer Geschichte, Kulturgeschichte, Klimageschichte oder Kuriositäten. Entscheidend ist aber die Einheit des mittelalterlichen Texts, denn die Schreckenserfahrungen verwiesen auf den Tod des Kaisers. Lange hatte dieser eine Krankheit verheimlicht; nun brach sie in der Pfingstzeit aus. Ans Sterbebett rief Heinrich seine Frau Mathilde, seinen Verwandten Herzog Friedrich von Schwaben und andere Fürsten. Ihnen gab er, „soweit er konnte“, Rat zum Zustand des Reichs (*prout potuit, de regni statu consilium*). Eine Nachfolgeempfehlung versagte sich der Kaiser. Vielmehr überwies er die Krone und die übrigen Herrschaftszeichen (*corona ceteraque regalia*) bis zur fürstlichen Wahlversammlung auf den Trifels als der sichersten Burganlage. Heinrich regelte nur das persönliche Erbe: Seine Besitzungen und die Fürsorge für die königliche Witwe (*proprietates suas atque reginam*) vertraute er der Treue Friedrichs von Schwaben als seines Erben an (*utpote heredis sui*).³³

Damit nahm der sterbende Salier eine Trennung von Königsherrschaft und Eigengut bzw. Familie vor. Das hatte in der bisherigen Geschichte der Wahlmonarchie noch keine Rolle gespielt. Seit zwei Jahrhunderten waren der Besitz der Könige als Monarchen wie als adlige Eigenherren nicht auseinandergefallen. 1125 bahnte sich ein zweifaches Erbe an, weil Krone und salisches Hausgut unabhängig voneinander weitergegeben wurden. In einer Zeit, in der die Herrschaftsrechte des Reichs und das adlige Eigentum nicht in Katastern oder Güterlisten verzeichnet waren, tat sich ein unlösbarer Konflikt auf. Denn wie wollte man nach mehr als 100 Jahren den alten Besitz der merowingischen, karolingischen oder ottonischen Herrscher von dem Hausgut trennen, das die Salier seit 100 Jahren mit dem Reichsgut verschmolzen hatten?

In dieser Situation starb Heinrich V., wohl vorbereitet durch den Empfang der Sakramente: Seinen Leichnam behandelte man, wie es einem König zukommt, und brachte ihn nach Speyer, wo er unter zahlreicher Teilnahme von Hoch und Niedrig, von Geistlichen und Laien in der Grabstätte seiner Vorfahren ehrenvoll beigesetzt wurde, im 20. Jahr seiner Königsherrschaft, im 14. Jahr seiner Kaiservürde.³⁴

Diesen gesetzten Worten Ekkehards von Aura stehen schärfere Urteile aus Frankreich über den Unruhestifter in Kirche und Reich zur Seite. Sie benannten den kinderlosen Tod des Kaisers als gerechtes Gottesurteil für ein unrechtes Leben.

Ekkehard von Aura formulierte in den letzten Worten seiner Chronik eine ambivalente Wertung, die bis heute das Bild Heinrichs V. in der Geschichtsschreibung prägt: *Dieser nahm ... zunächst unter dem Anschein der Frömmigkeit dem exkommunizierten Vater das Reich; im festen Besitz der Würden änderte er sein Verhalten; nachdem er dem Apostolischen Stuhl zahlreiches Unheil zugefügt hatte, blieb er stets hinter sich selbst zurück; auf die Gerechtsame des Reiches wandte er wenig Sorgfalt; er war von scharfem Verstand, tapfer und kühn, jedoch wenig glücklich im Kampf, versessen auf fremdes Gut. Wie man sagt, hatte er unendlich viel Geld zusammengetragen; doch da er ohne Kinder starb, wusste er – ach! ach! (heu! heu!) – nicht, für wen er es gemäß der Schrift angehäuft hatte.*³⁵

Im mittelalterlichen Tugendsystem hätte das Urteil über einen Herrscher kaum schärfer ausfallen können: verräterisch, wankelmütig, verbrecherisch, pflichtvergessen, militärisch erfolglos, habgierig. All das lief auf den finalen Klageruf hin: *heu! heu!* – *ach! ach!* Wie wund das Reich lag, spiegelt sich im Einladungsschreiben zur Neuwahl eines Königs durch jene Fürsten, die an der Speyerer Beisetzung Heinrichs teilnahmen. Das Schreiben an Bischof Otto von Bamberg erhielt sich in der Briefüberlieferung des Codex Udalrici, ausgesandt von den Erzbischöfen von Mainz und Köln, von den Bischöfen von Konstanz, Worms und Speyer, vom Abt von Fulda, vom welfischen Herzog Heinrich (dem Schwarzen) von Bayern und vom staufischen Herzog Friedrich von Schwaben, dazu vom Pfalzgrafen Gottfried wie vom Grafen von Sulzbach. Auf den 24. August in Mainz setzte die Speyerer Trauergemeinde die fürstliche Versammlung zur Nachfolgeregelung an. Eindringlich ersuchten die Briefschreiber um Fürbitte für einen neuen Herrscher bei Gott, damit Kirche und Reich vom Joch der Knechtschaft erlöst würden und nach den Gesetzen in Frieden leben könnten.³⁶ Als bald begann die Kandidatensuche. Die Lebensbeschreibung Graf Karls (des Guten) von Flandern wusste von einem Angebot der Krone an ihn durch die Fürsten, die Kaiserchronik von einer Aachener Fürstenentscheidung für Herzog Lothar von Sachsen.³⁷ Doch die Entscheidung fiel erst auf der Mainzer Fürstenversammlung seit dem 24. August 1125.

Unruhe prägte das politische Klima im Sommer 1125.

Was passierte 1125?

Erinnerte Wirklichkeiten oder wirkliche Erinnerungen

1125 wurde Herzog Lothar von Sachsen zum römischen König gewählt. Bei seiner Erhebung zählte er 50 Jahre und war damit erheblich älter als sein kaiserlicher Vorgänger. Mit seiner Gemahlin Richenza hatte der neue Herrscher nur eine Tochter, weitere Kinder waren auf Grund des fortgeschrittenen Alters des königlichen Paares nicht mehr zu erwarten. Die Abkehr von der monarchischen Blutsverwandtschaft eröffnete ein Königtum des Übergangs, einen Triumph des fürstlichen Wahlprinzips. Nur scheinbar akzeptierten die beiden staufischen Brüder ihre Niederlage und huldigten dem neuen Herren. Bald fiel Friedrich II. als geeigneter Königskandidat aus, vielleicht auf Grund einer körperlichen Verstümmelung. Darum erhoben staufische Parteigänger 1127 seinen jüngeren Bruder Konrad zum König und eröffneten heftige Kämpfe im Reich, die erst 1134/35 durch die Unterwerfung Friedrichs und Konrads beigelegt wurden.³⁸

Lothars Sieg bei der Königswahl 1125 wird allgemein mit einem Frontwechsel des welfischen Herzogs Heinrich von Bayern erklärt. Vielleicht verabredete er damals für seinen gleichnamigen Sohn (Heinrich den Stolzen) ein Ehebündnis mit Lothars Erbtochter Gertrud, die 1125 zehn Jahre alt war. 1126 erschien Heinrich jedenfalls als Schwiegersohn des neuen Königs, erhielt von ihm neben dem väterlichen Herzogtum Bayern auch Lothars eigenes Herzogtum Sachsen und erlangte damit eine einzigartige Machtstellung im Reich. Vieles deutete auf eine Nachfolge des Welfen im Königtum hin. Doch nach Lothars Tod 1137 vereitelte die Erhebung des Staufers Konrad III. alle Hoffnungen. Im Kampf gegen den neuen staufischen König verlor der Welfe nicht nur die beiden Herzogtümer Bayern und Sachsen, sondern bald auch sein Leben. Der einzige Sohn aus der Verbindung Heinrichs des Stolzen mit der Kaisertochter Gertrud, Heinrich der Löwe, brauchte viele Jahre, bis er seine Erbansprüche auf die beiden väterlichen Herzogtümer durchsetzen konnte.

In solchen Turbulenzen lobten die einen das fürstliche Wahlprinzip, während sich die Staufer später als legitime Nachfolger der salischen Kaiser präsentierten. Für beide Deutungen entstanden im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts eindrucksvolle Erinnerungstexte. Sie lassen uns weniger die historische Wirklichkeit des Jahres 1125 als spätere Ordnungsleistungen einer als richtig geglaubten Geschichte erkennen.

Wir betrachten im Folgenden drei Texte, die heute nicht mehr als historische Quellen auf dem Weg zu der einen Realität von 1125 gelten. Es handelt sich (1) um die Erzählung von Lothars Wahl, die *Narratio de electione Lotharii*, (2) um den Bericht Bischof Ottos von Freising über die Taten Kaiser Friedrichs I. und (3) um das Urteil Abt Sugers von Saint-Denis in seiner Lebensbeschreibung König Ludwigs VII. von Frankreich. Die beiden ersten

Zeugnisse transportieren zwei gegensätzliche Geschichtsbilder. Das eine stammt von einem nicht genannten reformorientierten Geistlichen, das andere von Otto von Freising als dem Onkel Friedrich Barbarossas. Den dritten, kurzen Text nehmen wir als Außenbeobachtung des französischen Abts hinzu, der das Kartell nationaler Selbstbespiegelung aufbrach. Wolfgang Petke liefert in einem akribischen Regestentext zum Mainzer Wahlvorgang eine plausible Ereigniskette vom 24. August bis zum 2. September 1125.³⁹ Dabei folgt er weitgehend der Darstellung der Narratio, die von der Forschung bisher als zwar parteiischer, aber zeitnaher Augenzeugenbericht beurteilt wurde.⁴⁰ Die beiden knapperen Erzählungen Ottos von Freising schildern Lothars Königswahl als „Betriebsunfall“ der Reichsgeschichte. Historiker lasen sie schon immer als Konstrukte aus dem späteren Wissen um den stauischen Aufstieg, denn Kaiser Friedrich Barbarossa war der Sohn des 1125 leer ausgegangenen Schwabenherzogs. Den dritten Erinnerungstext Sugers zog man für die historische Rekonstruktion nicht in Betracht. In der Tat liefert er keine Details zur Ereignisgeschichte, sondern nur das französische Verstehensmodell von dynastischer Kontinuität und persönlicher Eignung. Vor den Prämissen bewährter Quellenkritik nach historisch richtig oder falsch mutet die gemeinsame Betrachtung dieser drei Texte sonderbar an. Doch wir vertrauen nicht mehr auf das beste Wissen über das, was 1125 geschah. Vielmehr lesen wir alle drei Texte als gesteuerte Erinnerung im zeitlichen Abstand. Damit relativiert sich ihre Objektivität für die Faktengeschichte. Mutig wollen wir alle drei Berichte als gleichermaßen wichtige Zeugnisse für Gedächtniskonstruktionen nebeneinander rücken.

Die Narratio de electione Lotharii

Die Forschung ließ sich durch den Detailreichtum der Narratio von Lothars Königswahl beeindrucken.⁴¹ Schon Widukind von Corvey, Thietmar von Merseburg oder Wipo hatten im 10. und 11. Jahrhundert berühmte Berichte von Königswahlen verfasst. Die Narratio jedoch bietet den ersten eigenständigen Text zu einer mittelalterlichen Königswahl. Diese gattungsgeschichtliche Besonderheit stellt die Frage nach ihrem Zweck in besonderer Brisanz. Es geht um die Rechtmäßigkeit von Lothars Königswahl als fürstlicher Konsensakt auf göttliche Weisung, gegen die Überheblichkeit des stauischen Herzogs Friedrich von Schwaben. Das Urteil nach gut und böse, nach schwarz und weiß bestimmt jeden Abschnitt. Die Ereigniskette wird mit konsequenter lehrhafter Absicht so komponiert:

Die Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren war so zahlreich besucht wie keine andere jener Zeit. Nicht herrscherliche Gewalt, sondern die gemeinsame Pflicht zur höchsten Aufgabe (*communis maximi negotii necessitas*) hatte die Menschen zusammengebracht. Schon die Errichtung fürst-

licher Lager zu beiden Seiten des Rheins symbolisierte den Riss, der durch die Versammlung ging: Am einen Ufer bezogen die sächsischen Fürsten, der Babenberger Markgraf Leopold III. und der Welfe Herzog Heinrich von Bayern ihre Quartiere. Am anderen lagerten der Staufer Herzog Friedrich von Schwaben, der Bischof von Basel und die schwäbischen Fürsten. Von Beginn an begleitete Misstrauen die Verhandlungen, weil der Staufer gekommen war, um zum König gewählt zu werden, nicht aber um zu wählen (*paratus in regem eligi, sed non regem eligere*). So blieb er der einleitenden Messe des Kardinallegaten fern, in der man um den Beistand des Heiligen Geistes bat, und fehlte bei den ersten Weichenstellungen zur Königswahl. Die Fürstenversammlung legte den Kandidatenvorschlag in die Hände einer Auswahlkommission aus Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen und versprach, ihrer Entscheidung zuzustimmen. Der Rückgriff auf diese Vier, die sich an der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert im ostfränkisch-deutschen Reich zusammengefunden hatten, könnte aus alten Traditionen der Königswahl erwachsen sein.

Man sollte historische Kenntnisse nicht ausschließen, denn immerhin nannte sich der neue König *Lotharius tercius*, Lothar III. Damit schloss er sein Königtum programmatisch an die beiden Lothare des 9. Jahrhunderts an, der erste ein römischer Kaiser, der zweite ein fränkischer König im neu entstandenen lotharingischen Mittelreich. Auffällig ist 1125 immerhin der Abschluss der Lothringer, die seit der Königserhebung Ottos I. 936 Anteil an der Wahl behaupteten.⁴²

Neu war die Form der Entscheidungsfindung. Die sogenannte Kompromisswahl (*electio per compromissum*), in der sich eine Versammlung von vornherein der Empfehlung einer kleineren Findungskommission unterwarf, ist erst seit 1119 bezeugt.⁴³ Damit löste man durch ein rationalisiertes Verfahren den offenen Dissens auf, den mittelalterliche Versammlungen nicht aushalten oder ausdiskutieren wollten. Denn im Gegensatz zum Schlagabtausch in neuzeitlichen Diskursen vermied die mittelalterliche Öffentlichkeit die Formulierung konträrer Standpunkte. Bei den beständigen Inszenierungen öffentlicher Harmonie konnte man abweichende Meinungen eigentlich nur durch persönliches Fernbleiben und nicht durch mündlich vorgetragenen Widerspruch artikulieren.⁴⁴

Die Kommission legte allerdings keinen eindeutigen Vorschlag vor, sondern gab mit der Nennung Herzog Friedrichs II. von Schwaben, Markgraf Leopolds III. und Herzog Lothars von Sachsen die Entscheidung an die Fürstenversammlung zurück. Alle drei zeichneten sich durch Reichtümer und Tüchtigkeit aus (*tam divitiae quam virtus animi*). Während der Staufer nicht anwesend war, erfüllten Lothar wie Leopold ausgiebig die erwarteten Bescheidenheitsgesten. Unter Tränen und auf Knien lehnten sie demütig (*humiliter*) die angetragene Würde (*regii nomen imperii*) ab. „Ungelehrte Laien verzichteten in frommer Demut auf höhere Ehren“ – mit diesen Worten bezeichnete

der geistliche Autor anerkennend den „unerhörten Einfluss“, den Gott damals seiner Kirche verliehen habe.

Der verhasste Friedrich schien die Inszenierung gar nicht zu durchschauen, sondern hoffte – von Ehrgeiz verblendet – auf die von Lothar und Leopold ausgeschlagene Würde. Jetzt kam er nach Mainz, bereit, sich zum König wählen zu lassen (*in regem eligi paratus*). Diesen offenkundigen Gegensatz von Demut und Hochmut nutzte der Mainzer Erzbischof und fragte jeden der drei Kandidaten, ob sie „ohne Zögern und Missgunst dem dritten gehorchen wollten, den die Fürsten gemeinsam erwählten.“ Erneut spielten Lothar und Leopold ihre Rolle: Sie wiederholten demütig, nicht gewählt werden zu wollen und bekräftigten ihren Gehorsam gegenüber jeder Fürstenentscheidung. Friedrich wich dagegen der verzwickten Frage aus, ob er sich „zur Ehre der Kirche und des Reichs sowie zur dauerhaften Bestätigung der freien Wahl“ bekennen wolle. Der Staufer schützte Beratungsbedarf vor und verließ die Versammlung. Damit hatten ihn sein Ehrgeiz und sein gewaltsames Streben nach Macht disqualifiziert. Die Fürsten weigerten sich einstimmig, jemanden zu wählen, der schon vor der Erhebung so stolz und herrschsüchtig war.

Darum war Friedrich ausgeschieden, bevor man sich am nächsten Tag zur Wahl versammelte. Es gehörte zu den Spielregeln der Zeit, dass der Staufer nicht mehr erschien. Aber auch der Welfe Heinrich von Bayern blieb zunächst fern. Immerhin war seine Tochter Judith mit Friedrich von Schwaben verheiratet. Trotz des Fehlens der beiden mächtigen süddeutschen Herzöge eröffnete der Mainzer Erzbischof den Wahlakt. Als er bei Lothar und Leopold seine Frageaktion vom Vortag inszenierte, erneut deren Demut (*humiliter et devote*) erfuhr und die Fürsten an ihre Verantwortung gemahnte, riss einer Gruppe ungenannter Laien der Geduldsfaden. Sie riefen Lothar zum König aus, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn unter gewaltigem Tumult umher. Programmgemäß wehrte sich dieser gegen den Königsruf und verlangte Genugtuung. Diese Beschleunigung der Entscheidungsfindung brachte die geistliche Inszenierung durcheinander. Im ausbrechenden Chaos sperrten der Mainzer Erzbischof und andere Fürsten die Tür zu. Erst dem päpstlichen Kardinallegaten und klugen Fürsten gelang es mühsam, die Lage unter Kontrolle zu bringen. Die Lösung brachte das Verlangen der bayerischen Bischöfe, die Dinge mit ihrem Herzog zu beraten. Als der Welfe erschien, trat sogleich – gelenkt vom Heiligen Geist – allgemeine Einmütigkeit ein, aus welcher „der Gott so wohlgefällige“ (*Deo placitus*) Lothar zum Herrscher erhoben wurde.

In diesem Drehbuch entschied also Herzog Heinrich der Schwarze von Bayern durch seine Entscheidung für Lothar von Sachsen den Ausgang der Königswahl. Unser Text erklärt den raschen Sinneswandel nicht. Da aber Heinrichs gleichnamiger Sohn und Nachfolger im bayerischen Herzogtum, Heinrich der Stolze, wenig später Lothars Tochter Gertrud zur Frau nahm

und damit das sächsische Herzogtum des königlichen Schwiegervaters gewann, gehen manche Historiker von einer Eheverabredung im Umkreis der Königswahl von 1125 aus. Den Schwiegersohn Friedrich büßte Heinrich der Schwarze 1125 als Freund ein. Dafür gewann er mit der Schwiegertochter Gertrud die Freundschaft des neuen Königs und späteren Kaisers.

Zum Abschluss der Mainzer Versammlung bestätigte König Lothar angeblich der Kirche besondere Freiheiten. Sie gingen deutlich über die Bestimmungen des Wormser Konkordats von 1122 hinaus. Dann empfing er von den Fürsten nach der feudalen Ordnung des Reichs Treueid und Mannschaftsleistung. Dafür erhielten diese ihre Reichslehen vom neuen König. Die Verknüpfung von Wahlakt und Erneuerung der wechselseitigen Lehnbindungen wird hier erstmals belegt und wirkte auf spätere Königswahlen im Heiligen Römischen Reich. Zum Abschluss folgten sogar die Huldigung Herzog Friedrichs II. und die Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens.

Das vom Verfasser der *Narratio* beschriebene *Pactum* Lothars mit der Kirche entsprach eher den Erwartungen kirchlicher Reformkreise als der gelebten Wirklichkeit im Miteinander von Königtum und Kirche nach 1125. Entgegen der Zusicherung des Papstes im Wormser Konkordat von 1122 soll Lothar in Mainz von den Geistlichen keinen Treueid mehr gefordert haben. Dagegen hatte die Papsturkunde von 1122 dem Herrscher im römisch-deutschen Reich die Präsenz bei der Bischofswahl als erhebliches politisches Druckmittel zugesichert und die Regalienleihe zwischen Wahl und Weihe positioniert. So verblieb dem Hof eine beträchtliche Kontrolle über den Gewählten, der erst nach seiner feudalen Bindung an den Herrscher die Bischofsweihe und damit die volle Amtsgewalt erlangte. Allem Anschein nach nutzte Lothar in Wirklichkeit die Zusicherungen des Wormser Konkordats und präziserte die kaiserlichen Rechte später im Bund mit den Päpsten.⁴⁵

Das *Pactum* der *Narratio* formulierte also kirchliche Hoffnungen, kaum einen wirklichen Wahlvertrag. Jetzt erkennen wir die Problematik einer Quelle, die trotz ihrer Details vielleicht nur ein Wunschbild der Königswahl von 1125 entwarf. Weil sich der Text nur in einer Handschrift des Klosters Göttweig erhielt, vermutete man als Autor einen Göttweiger Mönch, hypothetisch sogar den Abt Kadaloh. Vielleicht habe er gleich nach den Mainzer Begebenheiten (vor Ende November 1125) seinen Bericht geschrieben, „nicht in eigentlich historiographischer Absicht, sondern zur Unterrichtung seiner Mitbrüder.“⁴⁶ Erst vor einigen Jahren studierte man wichtige inhaltliche und paläographische Besonderheiten genauer. Jetzt zweifelt man das konsequente Vorgehen Erzbischof Adalberts von Mainz an und verweist auf die viel spätere Datierung der Göttweiger Handschrift. Während man sie früher nah an die Ereignisse von 1125 heranrückte und damit zur zeitgenössischen Quelle machte, entscheidet man sich jetzt für eine Entstehung des Codex zwischen 1150 und 1170.⁴⁷ Zwei neuere Katalogartikel vermuten, das *Pactum* dürfte vielleicht in den 1160er-Jahren in die *Narratio* eingefügt wor-

den sein. Hintergrund könnten schwere Konflikte zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Erzbischof Konrad II. von Salzburg zwischen 1164 und 1168 mit harten staufischen Strafmaßnahmen gewesen sein.⁴⁸

Solche Spezialfragen von Datierung und Textkritik erscheinen nur auf den ersten Blick spitzfindig. Plötzlich begegnen wir einer Welt mittelalterlicher Erinnerungen, Sehnsüchte und Geschichtskonstrukte. Uns bleibt verborgen, wann die *Narratio* wirklich entstand. Aufs Pergament kam der erhaltene Text aber nicht 1125, sondern erst Jahrzehnte später. Das brutale Vorgehen Friedrich Barbarossas gegen die Salzburger Kirchenreformer könnte eine Erklärung bieten, denn Barbarossa war der Sohn jenes Herzogs Friedrich von Schwaben, der sich bei der Königswahl 1125 durch unerträglichen Hochmut ausgezeichnet hatte. Damals hatte Lothar als Kandidat jener kirchlichen Reformpartei gesiegt, deren Nachfolger 40 Jahre später den grausamen Zugriff des Staufers erduldeten. Für diese Zeit wurde die *Narratio* geschrieben. Ob man dafür in Göttweig eine heute verlorene ältere Vorlage benutzte, lässt sich nicht sicher entscheiden.

Deshalb lesen wir die *Narratio* über die Königswahl von 1125 jetzt als einen Erinnerungstext einer angefochtenen Welt im Abstand von 40 Jahren, die vielleicht ältere Aufzeichnungen nutzte. Mit einer solchen Relativierung erschüttern wir das alte Vertrauen in die wichtigste Quelle. Eine klare Rekonstruktion, was 1125 wirklich passierte oder was erst durch Erinnerung wirklich gemacht wurde, will heute nicht mehr richtig gelingen. Vielmehr müssen wir wohl das Nebeneinander mehrerer Erinnerungen mit ihren widersprüchlichen Absichten aushalten.⁴⁹ Damit wird die *Narratio* zu einem wenn auch wichtigen Geschichtsentwurf neben anderen.

Die Berichte Ottos von Freising

Auch Bischof Otto von Freising⁵⁰ komponierte zwei Berichte zu 1125 und zum Konflikt zwischen Staufern und Welfen. Seine Parteinahme wird in der Chronik wie im Tatenbericht Friedrich Barbarossas deutlich. In der Chronik beklagte Otto eine heruntergekommene Gegenwart, weil die Welt seit dem Kampf zwischen Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. immer stärker zerrüttet worden sei. Auch wenn Otto Lothars Leistungen als 92. Kaiser seit Augustus würdigt, stilisiert er die Königswahl von 1125 ganz anders als der Verfasser der *Narratio*. Er nennt die vier Kandidaten (mit Karl von Flandern), übergeht aber alle Einzelheiten um die Niederlage Friedrichs, Leopolds und Karls. Lothars Herrschaft brachte den verhängnisvollen Konflikt mit den beiden staufischen Brüdern als den Schwestersöhnen Kaiser Heinrichs V. Lothar „unterdrückte auf jede Weise das Geschlecht Kaiser Heinrichs, und so konnte man deutlich sehen, dass, wie es im Buch der Könige heißt, wegen der Sünden und der Gesetzlosigkeit der Väter ihr Same nach Gottes gerechtem

Ratschluss gedemütigt wurde. Daraus entwickelte sich ein langjähriger schwerer Streit im Reich, der viele in seelische und leibliche Gefahren stürzte.“⁵¹

Später machte das Kaisertum Friedrich Barbarossas Otto von Freising kühner im Urteil. In den Taten Friedrichs deutete er Lothars Herrschaft als Unterbrechung salisch-staufischer Kontinuitäten. Erzbischof Adalbert von Mainz hätte sich der Reichsinsignien nach Heinrichs V. Tod „mit heuchlerischen Versprechungen“ bemächtigt.⁵² Als auf der Mainzer Fürstenversammlung viele die Wahl Friedrichs von Schwaben forderten, fügte es Adalbert, dass „Lothar von Sachsen von allen anwesenden Fürsten zum König gewählt wurde.“ Selbst Lothars Demut gerinnt zum taktischen Schachzug, „mehr bedacht auf seine Privatinteressen als auf das allgemeine Wohl.“ Das war „der Keim zu neuerlichen schweren Zerwürfnissen. Denn auf Betreiben des Mainzer Bischofs Adalbert, dessen Hass gegen die Erben Kaiser Heinrichs noch nicht gesättigt war, entsprechend dem Spruch: ‚Nicht lässt der Egel die Haut, als bis er vom Blute geschwollen‘ [Horaz, Sermon III, 476], verfolgte der König den Herzog Friedrich und seinen Bruder Konrad.“⁵³

Die Frontstellung Heinrichs des Stolzen von Bayern gegen die Staufer erklärt Otto aus dessen Ehe mit der Königstochter, tadelt aber die Vernachlässigung familiärer Verbundenheit mit dem staufischen Herzog.⁵⁴ Ergebnis war ein permanenter Bürgerkrieg: „So zog sich der Zwist zwischen Herzog Friedrich und Kaiser Lothar fast zehn Jahre hin und ließ das Reich nicht zur Ruhe kommen.“⁵⁵ Noch im Bericht von der Aachener Königskrönung Konrads III. 1138 erneuerte Otto sein Urteil: „Das konnte um so leichter geschehen, als der Hass gegen Kaiser Heinrich in den meisten Herzen erloschen und Erzbischof Adalbert von Mainz vor kurzem gestorben war.“ Zudem machte sich damals der Welfe Heinrich durch unerträglichen Stolz (*superbia*) unmöglich.⁵⁶ Erst die Königswahl Friedrichs I. 1152 in Frankfurt vereinte für Otto die beiden verfeindeten Familien der Heinriche von Waiblingen, aus denen die Staufer hervorgingen, und der Welfen von Altdorf. Weil Barbarossa väterlicherseits von den Heinrichen von Waiblingen und mütterlicherseits von den Welfen von Altdorf abstammte, beendete er „als Eckstein die Feindschaft dieser beiden Häuser.“⁵⁷

Die Details bleiben dunkel und die Wertungen hell. Im Vergleich zur *Narratio* erzählte Otto von Freising ganz wenig über die Geschehnisse von 1125. Doch er stiftete Sinn, der bis in die Neuzeit wirkte. Erzbischof Adalbert I. von Mainz vermochte sich kaum vom negativen Urteil seines Freisinger Amtskollegen zu befreien.⁵⁸ Und trotz aller wägenden Urteile musste sich Kaiser Lothar eine Rolle als störendes Zwischenglied in salisch-staufischen Kontinuitäten gefallen lassen. Deshalb ging jenes zeitgenössische Lob vergessen, das der *Annalista Saxo* über Lothar formulierte:

Seine Zeiten waren heiter. Durch die gute Witterung und die vielfältige Fruchtbarkeit der Erde gab es Überfluss an allen Dingen nicht nur im Reich, sondern auch in der ganzen Welt. Zu Recht wird er von uns und unseren Nachkommen Väter des

*Vaterlandes genannt, denn er war ein vortrefflicher Beschützer und sehr tapferer Kämpfer, der es für nichts achtete, sein Leben gegen alle Widrigkeiten für die Gerechtigkeit einzusetzen. Und um ihn noch höher zu preisen: in seinen Tagen waren die Bewohner des Landes ohne Furcht. Denn ein jeder besaß frei und friedlich das Seine.*⁵⁹

Die Wirkung Ottos von Freising verwandelte die sächsische Freude in einen dynastischen Bruch der Reichsgeschichte.

Stellungnahme Abt Sugers

Wie unruhig sich die Pluralität der Erinnerungen gestalten konnte, zeigt unser letzter kleiner Text. Nach seinen eigenen Worten nahm Abt Suger von Saint-Denis an der Mainzer Wahlversammlung 1125 teil, zu der fast 60 000 Ritter zusammenströmten. Sugers Kapitel in der Lebensbeschreibung König Ludwigs VII. von Frankreich bot aber keine Einzelheiten, sondern würdigte Lothars Herrscherleistung. Zuvor hatte der Abt ein vernichtendes Urteil über Kaiser Heinrich V. gefällt. Die Mainzer Versammlung blieb nach Suger vom Streit gezeichnet. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln machten mit dem größeren Teil der Vornehmen des Reichs den Erbenspruch Friedrichs von Schwaben als des Neffen Kaiser Heinrichs V. zunichte. Stattdessen entschieden sie sich für Lothar, dem bei seiner Aachener Krönung der größte Jubel von Klerus und Volk sicher war. Die anschließende Unruhe im Reich ging von Herzog Friedrich und seinem Bruder Konrad aus. Sie standen für „Schaden, Kämpfe, Brände, Ausplünderung der Armen, Zerstörung der Kirchen, unzählige Schädigungen und ähnliche Leiden.“ Im Gegensatz dazu regierte Lothar das Reich der Deutschen mit rühmlichem Geschick, erlangte in Rom das Kaisertum und betrieb eine erfolgreiche Italienpolitik. In einer Nebenbemerkung notiert der französische Beobachter, dass Lothar sein Reich „nicht nach Erbrecht erlangt hatte (*nullo hereditatis jure sortitus*).“⁶⁰ Mittlerweile hatte sich in Frankreich die Thronfolge des ältesten Königssohns durchgesetzt. Deshalb erzählt auch die Chronik von Morigny, Lothar hätte sein Königtum durch Wahl, nach „Art seines Volkes“ erlangt.⁶¹

Im europäischen Vergleich traten die Unterschiede hervor. Ein Wahlkönigtum war in Frankreich gar nicht mehr vorstellbar. Es wurde jetzt als Eigentümlichkeit des Imperiums erkannt. Dort stilisierte man selbstbewusst die Fürstenwahl als Besonderheit des römischen Reichs und verwarf das dynastische Prinzip in anderen Monarchien.⁶² Lothars Königswahl gehört in den Kontext dieser Auseinanderentwicklung. Der Entscheidungsfindung kommen wir indes nur unvollkommen auf die Spur.

Zum Schluss: Was bleibt?

Unsere Quellen bieten ganz unterschiedliche Erinnerungen. Erst im Abstand einer Generation fand man die Kraft zur Ordnung von Widersprüchen. Die Narratio erhob Lothar aus göttlichem Willen und geißelte staufischen Hochmut. Otto von Freising entwarf ein Reich aus salisch-staufischen Kontinuitäten. Und Suger von Saint-Denis stützte bei einer ausländischen Königswahl ohne Erbrecht. Was also geschah 1125? Was war erinnerte Wirklichkeit und was wirkliche Erinnerung? Nur das Faktum blieb klar: Lothar von Sachsen setzte sich gegen Friedrich von Schwaben durch. Aber der daraus resultierende Gegensatz zwischen dem Staufer und dem Welfen wollte gedeutet werden. Die Königswahl von 1125 brachte zwar keinen Epochen Gegensatz hervor. Aber sie eröffnete einen Wettbewerb, auf dessen Ausgestaltung man immer wieder neu gespannt sein durfte.

Europäische Vergleiche und unterschiedliche Vergangenheitsentwürfe lehren uns einen neuen Umgang mit mittelalterlicher Geschichte. Was man früher historische Wirklichkeit nannte, begegnet uns heute als Erinnerungvielfalt. Aus unseren Quellen lernen wir manches zur Mainzer Versammlung. Doch wir sind nicht mehr mutig genug zu sagen, was dort wirklich passierte. Wir lesen über die Dinge aus Texten im Abstand. Sie komponierten die Vergangenheit für ihre eigene, spätere Gegenwart. Deshalb künden die Quellen mehr vom Nutzen des historischen Arguments.

Wie mag man da noch herausbekommen, wie es eigentlich gewesen ist? Welchen Nutzen hätte Geschichte als tote Vergangenheit überhaupt noch? Unsere Texte atmen im Abstand einer Generation den Hauch lebendigen Eifers. Nur in ihrer Benutzung lebt die Vergangenheit wieder auf. Man darf sie sich nicht ganz so einförmig denken, nicht als eine einzige historische Wirklichkeit.

- (= Libelli 351), Darmstadt 11974, 48–74; Jordan (wie Anm. 12) 187–213; Schneidmüller (wie Anm. 2) 228–234; Odilo Engels, Zur Entmachtung Heinrichs des Löwen, in: Pankraz Fried (Hg.), Festschrift für Andreas Kraus zum 60. Geburtstag (= Münchener Historische Studien. Abt. Bayerische Geschichte 10), Kallmünz 1982, 45–59; Gerhard Theuerkauf, Der Prozeß gegen Heinrich den Löwen. Über Landrecht und Lehnrecht im hohen Mittelalter, in: Mohrmann (wie Anm. 66) 217–248.
- 88 Urkunde Friedrichs I., Regensburg, 13. Juli 1180. MGH. Die Urkunden Friedrich I., herausgegeben von Heinrich Appelt, Band III, Hannover 1985, Nr. 798. – Mitteis (wie Anm. 87) 55 f.; Josef Maß, Das Bistum Freising im Mittelalter, München 1986, 187–189.
- 89 Hubert Glaser (Hg.), Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1180–1350 (= Wittelsbach und Bayern I/1), München–Zürich 1980; Alois Schmid, Die frühen Wittelsbacher. Grundlegung des Landes Bayern, in: Ders.–Weigand (wie Anm. 2) 91–105.
- 90 Peter Thorau, Otto IV., römisch-deutscher König und Kaiser, in: LMA VI, 1570–1572; Schneidmüller (wie Anm. 2) 229–267; Horst Fuhrmann, Herzog Heinrich der Löwe, sein Evangelium – und die Frage des „gerechten Preises“, in: Ders. – Florentine Mutherich, Das Evangelium Heinrichs des Löwen und das mittelalterliche Herrscherbild (= Ausstellungskatalog München), München 1986, 9–23, hier 15.
- 91 Peter Classen, Gerhoh von Reichersberg und die Regularkanoniker in Bayern und Österreich [1947], in: Josef Fleckenstein (Hg.), Ausgewählte Aufsätze von Peter Classen (= Vorträge und Forschungen 28), Sigmaringen 1983, 431–460.
- 92 Jakob Mois, Das Stift Rottenbuch in der Kirchenreform des 11. und 12. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Ordensgeschichte der Augustinerchorherren (= Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte 19), München 1953; ders., Die Stiftskirche Rottenbuch, Rottenbuch 2000; Hans Pörnbacher (Hg.), Rottenbuch. Das Augustinerchorherrenstift im Ammergau. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur, Weißenhorn 1980; Manfred Weitlauff, Die Augustinerchorherren-Stiftskirche Mariä Geburt in Rottenbuch, in: zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 38 (2008) Heft 3, 26 f.
- 93 Hans Pörnbacher, Steingaden 1147–1997. Festschrift zur 850-Jahr-Feier, Weißenhorn 1997; Das ehemalige Prämonstratenser-Stift Steingaden (= Der Welf 4), Schongau 1997; Manfred Weitlauff, Das „Welfenmünster“ St. Johannes der Täufer in Steingaden, in: zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 38 (2008) Heft 3, 24 f.
- 94 Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern IV: München und Oberbayern, bearbeitet von Ernst Götz u. a., Darmstadt 1990, 17–19; Manfred Weitlauff, Die romanische Basilika St. Michael zu Altenstadt, in: zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 38 (2008) Heft 3, 23 f.

**Bernd Schneidmüller: 1125 – Unruhe als politische Kraft
im mittelalterlichen Reich, S. 30–49**

- 1 Die Anmerkungen sind knapp gehalten. Sie bieten die nötigsten Nachweise sowie Hinweise auf Standardwerke und neuere Forschungen, die das Weiterarbeiten ermöglichen. Zur Biographie Heinrichs V. Meyer von Knonau, Gerold, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., 7 Bde., Leipzig 1890–1909; Althoff, Gerd, Heinrich V. (1106–1125), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519), hg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter, München 2003, S. 181–200, S. 574–576.
- 2 Böhmer, Johann Friedrich, Regesta Imperii, Bd. IV, 1: Die Regesten des Kaiserreiches unter Lothar III. und Konrad III., Teil 1: Lothar III. 1125 (1075)–1137, neubearb. von

- Wolfgang Petke, Köln/Weimar/Wien 1994, Nr. 92, S. 59 (künftig abgekürzt: RI IV 1 mit Nr.; dort jeweils Quellen und Literatur).
- 3 Weinfurter, Stefan, Herrschaft und Reich der Salier. Grundlinien einer Umbruchzeit, 3. Aufl. Sigmaringen 1992.
 - 4 Canossa 1077. Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik, 2 Bde., hg. von Christoph Stiegemann/Matthias Wemhoff, München 2006; Weinfurter, Stefan, Canossa. Die Entzauberung der Welt, München 2006; Zimmermann, Harald, Der Canossagang von 1077. Wirkungen und Wirklichkeit (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1975, 5), Mainz 1975.
 - 5 Althoff, Gerd, Heinrich IV. (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 2006.
 - 6 Weinfurter, Stefan, Das Ende Heinrichs IV. und die neue Legitimation des Königs, in: Heinrich IV., hg. von Gerd Althoff (Vorträge und Forschungen, im Druck).
 - 7 Schmidt, Ulrich, Königswahl und Thronfolge im 12. Jahrhundert (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmers, Regesta Imperii 7), Köln/Wien 1987; Lewis, Andrew W., Royal Succession in Capetian France: Studies on Familial Order and the State (Harvard Historical Studies 100), Cambridge/London 1981.
 - 8 Schneidmüller, Bernd, Außenblicke für das eigene Herz. Vergleichende Wahrnehmung politischer Ordnung im hochmittelalterlichen Deutschland und Frankreich, in: Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik, hg. von Michael Borgolte (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 1), Berlin 2001, S. 315–338.
 - 9 Les registres de Philippe Auguste, hg. von John W. Baldwin, Bd. 1: Texte (Recueil des historiens de la France. Documents financiers et administratifs 7), Paris 1992, S. 592.
 - 10 Schneidmüller, Bernd, Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter, in: Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw, hg. von Paul-Joachim Heinig u. a. (Historische Forschungen 67), Berlin 2000, S. 53–87.
 - 11 Hechberger, Werner, Staufer und Welfen 1125–1190. Zur Verwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft (Passauer Historische Forschungen 10), Köln/Weimar/Wien 1996.
 - 12 Otto von Freising und Rahewin, Gesta Friderici I. imperatoris, hg. von Georg Waitz (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 46), Hannover/Leipzig 3. Aufl. 1912, II 2, S. 103 f. Übersetzung: Bischof Otto von Freising und Rahewin, Die Taten Friedrichs oder richtiger Cronica, übersetzt von Adolf Schmidt, hg. von Franz-Josef Schmale (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 17), Darmstadt 1965, S. 157. Vgl. Hechberger, Werner, Die Vorstellung vom staufisch-welfischen Gegensatz im 12. Jahrhundert. Zur Analyse und Kritik einer Deutung, in: Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation, hg. von Johannes Fried/Otto Gerhard Oexle (Vorträge und Forschungen 57), Ostfildern 2003, S. 381–425.
 - 13 Die Chronik des Propstes Burchard von Ursberg, hg. von Oswald Holder-Egger/Bernhard von Simson (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 16), 2. Auflage Hannover/Leipzig 1916, S. 8. Vgl. Schneidmüller, Bernd, Große Herzöge, oft Kaisern widerstehend? Die Welfen im hochmittelalterlichen Europa, in: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235, Bd. 2, hg. von Jochen Luckhardt/Franz Niehoff, München 1995, S. 49–61.
 - 14 Berg, Stefanie Barbara, Heldenbilder und Gegensätze. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe im Urteil des 19. und 20. Jahrhunderts (Geschichte 7), Münster/Hamburg 1994.
 - 15 Schneidmüller, Bernd, Konsens – Territorialisierung – Eigennutz. Vom Umgang mit spätmittelalterlicher Geschichte, in: Frühmittelalterliche Studien 39, 2005, S. 225–246.

- 16 RI IV 1, Nr. 89.
- 17 Welf IV. – Schlüsselfigur einer Wendezeit. Regionale und europäische Perspektiven, hg. von Dieter R. Bauer/Matthias Becher (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Beiheft 24), München 2004.
- 18 Weller, Tobias, Die Heiratspolitik des deutschen Hochadels im 12. Jahrhundert (Rheinisches Archiv 149), Köln/Weimar/Wien 2004.
- 19 Berg, Dieter, Die Anjou-Plantagenets. Die englischen Könige im Europa des Mittelalters (1100–1400) (Urban-Taschenbücher 577), Stuttgart 2003.
- 20 Weinfurter, Stefan, Reformidee und Königtum im spätsalischen Reich. Überlegungen zu einer Neubewertung Kaiser Heinrichs V., in: Reformidee und Reformpolitik im spätsalisch-frühstaufischen Reich, hg. von Stefan Weinfurter (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochrheinischen Kirchengeschichte 68), Mainz 1992, S. 1–45.
- 21 Schneidmüller, Bernd, *Regni aut ecclesie turbator*. Kaiser Heinrich V. in der zeitgenössischen französischen Geschichtsschreibung, in: Auslandsbeziehungen unter den salischen Kaisern. Geistige Auseinandersetzung und Politik, hg. von Franz Staab (Veröffentlichung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer 86), Speyer 1994, S. 195–222.
- 22 Schlick, Jutta, König, Fürsten und Reich (1056–1159). Herrschaftsverständnis im Wandel (Mittelalter-Forschungen 7), Stuttgart 2001.
- 23 Althoff, Gerd, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997; Althoff, Gerd, Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003. Zur Politik Lothars III.: Bernhardi, Wilhelm, Lothar von Supplinburg (Jahrbücher der Deutschen Geschichte), Leipzig 1879; Petke, Wolfgang, Kanzlei, Kapelle und königliche Kurie unter Lothar III. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 5), Köln/Wien 1985; Hermann, Oliver, Lothar III. und sein Wirkungsbereich. Räumliche Bezüge königlichen Handelns im hochmittelalterlichen Reich (1125–1137) (Europa in der Geschichte 5), Bochum 2000; Althoff, Gerd, Lothar III. (1125–1137), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519), hg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter, München 2003, S. 201–216, 576–578.
- 24 RI IV 1, Nr. 30–32, 36.
- 25 RI IV 1, Nr. 44.
- 26 RI IV 1, Nr. 78.
- 27 RI IV 1, Nr. 45.
- 28 Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079–1152), hg. von Hubertus Seibert/Jürgen Dendorfer (Mittelalter-Forschungen 18), Ostfildern 2005.
- 29 MGH. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum, Bd. 1: 911–1197, hg. von Ludwig Weiland, Hannover 1893, Nr. 107–108, S. 159–161. Vgl. Classen, Peter, Das Wormser Konkordat in der deutschen Verfassungsgeschichte, in: Investiturstreit und Reichsverfassung, hg. von Josef Fleckenstein (Vorträge und Forschungen 17), Sigmaringen 1973, S. 411–460.
- 30 Frutolfis und Ekkehards Chroniken und die anonyme Kaiserchronik, übersetzt von Franz-Josef Schmale/Irene Schmale-Ott (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 15), Darmstadt 1972, a. 1121, S. 352/3. Vgl. Althoff, Spielregeln, S. 126–153.
- 31 Ekkehard (wie Anm. 30), S. 370/1.
- 32 Ekkehard, S. 372–375.
- 33 Ekkehard, S. 374/5.
- 34 Ekkehard, S. 374/5.
- 35 Ekkehard, S. 374/5.
- 36 RI IV 1, Nr. 88.
- 37 RI IV 1, Nr. 89, 90.

- 38 Giese, Wolfgang, Das Gegenkönigtum des Staufers Konrad 1127–1135, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 108, 1978, S. 202–220; Althoff, Gerd, Konrad III. (1138–1152). Mit Heinrich (1147–1150), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519), hg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter, München 2003, S. 217–231, 578 f.
- 39 RI IV 1, Nr. 92. Vgl. auch Stooß, Heinz, Zur Königswahl Lothars von Sachsen im Jahre 1125, in: Historische Forschungen für Walter Schlesinger, hg. von Helmut Beumann, Köln/Wien 1974, S. 438–461; Reuling, Ulrich, Die Kur in Deutschland und Frankreich. Untersuchungen zur Entwicklung des rechtsförmlichen Wahlaktes bei der Königserhebung im 11. und 12. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 64), Göttingen 1979, S. 143–173.
- 40 Kalbfuss, Hermann, Zur Entstehung der „*Narratio de electione Lotharii*“, in: Mitteilungen des Institut für Österreichische Geschichtsforschung 31, 1910, S. 538–557, bes. S. 547; Gedanken zur möglichen späteren Datierung S. 555 f.
- 41 *Narratio de electione Lotharii in regem Romanorum*, hg. von Wilhelm Wattenbach, MGH. Scriptores, Bd. 12, Hannover 1856, S. 510–512.
- 42 Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, hg. von Eduard Hlawitschka (Wege der Forschung 178), Darmstadt 1971.
- 43 Keller, Hagen, Schwäbische Herzöge als Thronbewerber: Hermann II. (1002), Rudolf von Rheinfelden (1077), Friedrich von Staufen (1125). Zur Entwicklung von Reichsidee und Fürstenverantwortung, Wahlverständnis und Wahlverfahren im 11. und 12. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 131, 1983, S. 123–162, hier S. 153–156.
- 44 Wahlen und Wählen im Mittelalter, hg. von Reinhard Schneider/Harald Zimmermann (Vorträge und Forschungen 37), Sigmaringen 1990.
- 45 RI IV 1, Nr. 352.
- 46 Wattenbach, Wilhelm/Schmale, Franz-Josef, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis zum Ende des Interregnum, Darmstadt 1976, S. 7–9, das Zitat S. 8 f.; S. 9 die eigenwillige Interpretation: „Es verwundert nicht, dass der naive Berichtersteller in dem Ergebnis der Wahl den Willen Gottes zu erkennen glaubte.“
- 47 Vones, Ludwig, Der gescheiterte Königsmacher. Erzbischof Adalbert I. von Mainz und die Wahl von 1125, in: Historisches Jahrbuch 115, 1995, S. 85–124. Zur Datierung des Codex Busch, Jörg W., Der Liber de Honore Ecclesiae des Placidus von Nonantola. Eine kanonistische Problemerkörterung aus dem Jahre 1111. Die Arbeitsweise ihres Autors und seine Vorlagen (Quellen und Forschungen zum Recht im Mittelalter 5), Sigmaringen 1990, S. 33.
- 48 Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995, hg. von Jochen Luckhardt/Franz Niehoff, Bd. 1, Nr. C 8, S. 134–136 (Ludwig Vones); Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters, Bd. 1: Katalog, hg. von Matthias Puhle/Claus-Peter Hasse, Dresden 2006, Nr. IV 1, S. 178 f. (Knut Görich). Vgl. Geschichte Salzburgs. Stadt und Land, hg. von Heinz Dopsch, Bd. I 1, Salzburg 1981, S. 284–288.
- 49 Zur methodischen Grundlage solcher Skepsis Fried, Johannes, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004.
- 50 Goetz, Hans-Werner, Das Geschichtsbild Ottos von Freising. Ein Beitrag zur historischen Vorstellungswelt und zur Geschichte des 12. Jahrhunderts (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 19), Köln/Wien 1984.
- 51 Otto von Freising, *Chronica sive Historia de duabus civitatibus*, hg. von Adolf Hofmeister (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 45), Hannover/Leipzig 1912, VII 17, S. 333 f. Übersetzung: Otto Bischof von Freising, Chronik oder Die Geschichte der

- zwei Staaten, übersetzt von Adolf Schmidt, hg. von Walther Lammers (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 16), Darmstadt 1961, S. 529.
- 52 Otto von Freising und Rahewin, *Gesta Friderici I. imperatoris* (wie Anm. 12), I 16, S. 30. Übersetzung (wie Anm. 12), S. 157.
- 53 *Gesta* I 17, S. 31, Übersetzung S. 159.
- 54 I 19, Üb. S. 161.
- 55 I 21, S. 34, Übersetzung S. 165.
- 56 I 23, S. 36, Übersetzung S. 169.
- 57 II 2, S. 103 f., Übersetzung S. 285/287.
- 58 Speer, Lothar, Kaiser Lothar III. und Erzbischof Adalbert I. von Mainz. Eine Untersuchung zur Geschichte des deutschen Reiches im frühen zwölften Jahrhundert (Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte 3), Köln/Wien 1983; Petke, Kanzlei (wie Anm. 23), S. 269–302.
- 59 Die Reichschronik des *Annalista Saxo*, hg. von Klaus Naß (MGH. Scriptores 37), Hannover 2006, S. 611. Übersetzung von Klaus Naß, in: Heinrich der Löwe und seine Zeit, Bd. 1 (wie Anm. 48), Nr. C 3, S. 127.
- 60 Suger, *Histoire de Louis VII*, in: Suger, *Cœuvres*, 2 Bde., hg. von Françoise Gasparri, Bd. 1 (Les classiques de l'histoire de France au moyen âge 37), Paris 1996, cap. 2, S. 158/160.
- 61 *Rex Alamannorum, patricius ac imperator Romanorum, qui post Henricum illum, qui Rome Paschalem secundum dolo captum incarcerationavit, per electionem, more gentis illius, in Germania regnabat*, La chronique de Morigny, hg. von Léon Mirot, 2. Aufl. Paris 1912, II 15, S. 55.
- 62 Schneidmüller, Außenblicke (wie Anm. 8), S. 330 f.

**Bernd Schneidmüller: Heinrich der Löwe
Innovationspotentiale eines mittelalterlichen Fürsten, S. 50–65**

- 1 Die Grundlagen bieten Jordan, Karl, Heinrich der Löwe. Eine Biographie, München 1979; Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995, 3 Bde., hg. von Jochen Luckhardt/Franz Niehoff, München 1995; Ehlers, Joachim, Heinrich der Löwe. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter (Persönlichkeit und Geschichte 154/155), Göttingen/Zürich 1997; Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation, hg. von Johannes Fried/Otto Gerhard Oexle (Vorträge und Forschungen 57), Ostfildern 2003. Eine neue Synthese liefert jetzt Ehlers, Joachim, Heinrich der Löwe. Biographie, München 2008.
- 2 Berg, Stefanie Barbara, Heldenbilder und Gegensätze. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe im Urteil des 19. und 20. Jahrhunderts (Geschichte 7), Münster/Hamburg 1994; Boockmann, Hartmut, Heinrich der Löwe in der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235, Bd. 3, hg. von Jochen Luckhardt/Franz Niehoff/Gerd Biegel, München 1995, S. 48–57.
- 3 Dieses Zitat wie die folgenden nach Fried, Johannes, Der Löwe als Objekt. Was Literaten, Historiker und Politiker aus Heinrich dem Löwen machten, in: Historische Zeitschrift 262, 1996, S. 673–693, hier S. 673. Vgl. auch Schildt, Gerhard, Heinrich der Löwe im Geschichtsbild des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Heinrich der Löwe, hg. von Wolf-Dieter Mohrmann (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 39), Göttingen 1980, S. 466–489.
- 4 Christian Dietrich Grabbe, Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine Tragödie in fünf Akten, Frankfurt am Main 1829, 2. Akt, 2. Szene, S. 76; Alfred Rosenberg, Der Mythos des 20. Jahrhunderts, München 123./124. Auflage 1938, S. 479.